

(Nachdruck verboten.)

29)

Das tägliche Brot.

Roman von C. Diebig.

„Ne, ne, es is allens ganz gutt, nur“ — sie seufzte und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Na, 's hat eben jeder sein Kreuz. Weißte, Bertchen, warum ich komm?“ Mit einem etwas verlegenen Lächeln sah sie die Freundin von der Seite an. „Nat mall!“

„Haste nach mer Verlangen gekriegt?“ Mit einem koketten Lachen wirbelte Berta ihre hübsche Gestalt auf einem Fuß herum. „Weeßte was, Mine, wollen wer nächsten Sonntag mal zusammen ausgehen — nach Galensee, scherbeln — was? Ich stell Der meinen Bekannten vor.“

Mine schüttelte den Kopf. „Ne, ne, das is nischte for mir. Weeßte, Bertchen —“ sie machte eine Pause, es wurde ihr augenscheinlich schwer, mit ihrem Anliegen herauszurücken — „ich möcht mer gerne das Geld abholen, das ich Der geborgt hab. Du mußt mer 'ich nich for übel nehmen.“

„Das Geld? Was für Geld?“

„Na, Du weest doch; zwei Mark ganz im Anfang — 's is jetzt übern Jahr her — und dann noch mal später fünf Mark un fufzig — Du wollst bei der Grummach was abbezahlen — und denn Pfingsten zwei Mark — Du gingst zum Frühkonzert — un denn noch mal fufzig Pfennig for Schokolade. Macht zehn Mark,“ schloß sie, ihr Zurückverlangen gewissermaßen mit der Höhe der Summe entschuldigend.

Berta wurde rot. „Ach so!“ Daran hatte sie gar nicht mehr gedacht. Wie unangenehm, daß sie augenblicklich nicht bei Kasse war! Sie hätte es der Mine gern gleich gegeben. „Brauchste 's denn sehr nötig?“ erkundigte sie sich. „Wozu denn?“

„Ich brauch's,“ war die knappe Antwort.

„Hat's nich noch 'n bißchen Zeit? So wie ich wieder Lohn kriegt, sollste die erste sein. De kannst Dich drauf verlassen. Weeß Gott, wie das immer zugeht — eins zwei drei — der Lohn is weg, wie gepußt!“

„Zehn Mark!“

Berta lachte hell. „Ja, ja, zehn Mark, na wenn schon! Das is doch nich so wunder was, wie De tust! Das is gar nischte. Das gibt man leicht aus.“

„Ich nich!“ Ein Zug von Schmerz glitt über Mines Gesicht, der selbst Berta auffiel.

„Na, was haste denn nur?“

Mine gab keine Antwort; die verarbeiteten Hände im Schoß zusammengelegt, sah sie starr auf den Boden.

„Haste Schulden? Das is doch schnuppe!“

„Ne, ne. Daß man, Bertchen! Ich muß nu gehen, hab noch Wäsche einzuweichen, en paar Bütteln voll. Adjo, Bertchen!“ Sie bot der Freundin die Hand. „Un nich wahr, so bald De kannst, kriegt ich das Geld? De ver-gibt's nich?“

Berta merkte, wie schwer es Mine wurde, ohne das Geld zu gehen. Schon auf der Treppe, drehte die sich noch einmal um und rief zurück: „Vergiß es nich!“

Berta horchte, wie sie hinunterging — schwerfällig, trap, trap. Nachdenklich ging sie dann in die Küche zurück — warum war die doch so niedergeschlagen? Ja, verändert hatte sich die Mine recht, Falten in die Stirn gekriegt und — puh, sah die verarbeitet aus!

Sie hob die Lampe und besah sich mit einem kleinen, geschmeichelten Lächeln in dem Spiegelchen, das, hinter der Gardine versteckt, am Fenster hing. Immer freundlicher wurde das Lächeln — ja, sie war hübsch! Sie hatten recht, alle, die es ihr sagten: der Bäcker, der Schlächter, der Kaufmann, die Herren, die ins Haus kamen, der Portier, die Plätterin, die Reinemachefrau, Mutter Reschke, die Bettler — alle, alle!

Sie konnte sich gar nicht trennen von dem eignen, lächelnden Bild, schon zitterte ihr Arm, der die Lampe hochhielt — da — wieder ein Pochen! Und nochmals ein rasches, ungeduldiges, heftiges Pochen.

„Ja, ja, man Geduld! Ich komme schon!“ Sie öffnete. „Fräulein Trudchen, nanu, Sie — ?!“ In maßlosem Erstaunen riß Berta die Augen auf.

„Still,“ sagte Trude Reschke mit eigentümlich leisem und doch hartem Ton. „'s Herr Selinger zu Hause?“

„Ja wohl — aber —“

„Sonst jemand?“

Berta schüttelte verneinend den Kopf, sie war ganz sprachlos — was würde nun werden?!

„Na, denn!“ Trude trat näher und sah die vor ihr Stehende mit funkelnden, wie im Fieber glänzenden Augen an. „Ich muß mal Herrn Selinger sprechen. Rasch!“ Hastig schob sie Berta beiseite und machte Miene, aus der Küche in den langen Gang zu eilen.

„Ne, ne, Fräulein Trude, halt! Was denken Se? Ich muß Se erst melden!“

„Kein!“ Trude machte sich von Bertas Hand los.

„Ich habe lange genug unten gestanden und jelauret. Sein Fenster kenn ich wohl, da brannte Licht hinter. Und die Mine kam eben runter, die sagte, Sie wären alleine oben mit ihm. Da lief ich raus. Lassen Sie mich rein zu ihm — rasch!“

Ihre Hand, die Bertas Hand packte, war eiskalt. Schneeflocken, halb schon zu Wasser zerronnen, bedeckten ihren Hut, ihr Jackett; wie ein nasser Strid hing ihr die Boa um den Hals. Ihr Kleidersaum schleppte schmutzig. Die Locken hatten sich gelöst und hingen ihr in Strähnen um das blasse Gesicht. An jeder Strähne hinter dem durchfeuchteten Schleier hing ein Tropfen und sickerte langsam nieder wie eine schwerfließende Träne. Ein kaltes Wehen ging von ihr aus; sie selber fröstelte, ihr Mund zuckte in verhaltener Erregung.

„Berta,“ flüsterte sie heiser, „hat er sich schon verlobt? Er denkt nicht dran — was?“

„Ich behüte, der —!“

„Na ja, allens Mumpitz!“ Ein kurzes, bitteres Lachen erschütterte das zarte Fingerringchen. „Na, warte man!“

Schon lief sie in den langen Gang hinein, Berta ihr nach. „So warten Sie doch — Fräulein Trudchen — ich will's wenigstens sagen — er reißt mir sonst den Kopf ab!“

Sie gönnte Herrn Leo den Besuch, der sich gerade danach anließ, als ob er mit einem Skandal enden würde, von Herzen. Sie freute sich darauf, aber sichern mußte sie sich vor jedem Vorwurf. Sie faßte Trudes Kleid; zu gleicher Zeit erreichten sie beide das Zimmer.

„Gerein!“

Run bebt Trude doch zurück; Berta zwängte den stopf durch die Spalte. „Herr Selinger, es möchte Sie jemand sprechen!“

Der junge Herr richtete sich halb vom Sofa auf, die Beine ließ er noch oben. „Sagen Sie, ich bin nicht zu sprechen. Und denn kommen Sie wieder — ich habe einen Auftrag für Sie.“

Berta verzog das Gesicht zu einer Grimasse; sie kannte solche Aufträge. Kaum konnte sie ihre Schadenfreude unter einem unterwürfigen Ton verbergen: „'s is en Fräulein, Herr Selinger, sie will durchaus —“

„Donnertwetter!“ Mit einem Ruck schämte Herr Leo die Beine vom Sofa. Da stand Trude Reschke.

„'n Abend,“ sagte sie anscheinend ruhig.

Und dann für Momente Todesstille. Das war ein Blicken hin und wieder — er so rot, sie so blaß.

Geräuschlos zog sich Berta zurück; sie wollte doch lieber von außen mit zuhören. Die Tür hatte sie nicht ganz eingeklinkt, aber Trudes Hand schloß sie mit einem festen Ruck. Nun stand Berta, den Kopf vorgeneigt, mit angehaltenem Atem und lauschte, lauschte.

Drinnen ein Gemurmel — das war Trude — und dann seine Stimme mit einem gemachten Ton des Staunens: „Ich — Brieft? Ich habe keine Brieft bekommen!“

Run schrie sie auf: „Du hast meine Brieft bekommen! Jott, wie viele hab ich Dir geschrieben. Wie hab ich auf Dich gewartet, Stunden — Tage — Wochen! Alle, alle Abend — immer, immer! Du lügst! Du hast mich überhaupt belogen. Was hast Du mir vorjeredet: Du müßt Dich verloben, Deine Mama wollt es vartu, Du wärist so traurig — als

Wenn das ein Freund wäre?! Konntest du mir nicht deswegen doch jut bleiben?! Aber Du hast 'ne andre auf'm Strich, ja, ja, 'ne andre! Los sein wolltest mich — Du hattst mich über — oh — Du Du!" Jetzt weinte sie; Berta hörte sie frampshaft schluchzen.

Und nun ein lauges eintöniges Gemurmel, ein beschwichtigendes, leises Sprechen.

Der war klug! Der wurde nicht grob, der versuchte es mit gutem Zureden!

Nun wieder eine schluchzende Stimme: „Was — was hab ich Dir jetan?! Ach, Leol Leol!"

Gott, wie die sich hatte um den Kerl! Berta kränfelte verächtlich die Rippen. Das Mädcl konnte einem wahrhaftig leid tun; aber zu dumm war sie doch!

Von innen kam jetzt kein lauter Ton mehr, nur ein leises, leises Weinen. Berta war ganz müde vom Stehen; das dauerte ja ewig! Wurde das am Ende wieder was zwischen denen?!

Aber jetzt — nervös schreckte sie zusammen — das war ein Schrei, wie der eines Tieres in Todesnot, halb Wut, halb Schmerz — — „Behalt Dein Geld!"

Brasselnd fiel etwas auf die Diele. Die Tür wurde aufgerissen — kaum hatte Berta Zeit, beiseite zu springen — blind vor Tränen stürzte Trude heraus und rannte, wie gejagt, den Korridor hinunter, dem Ausgang zu.

(Fortsetzung folgt.)

Der Geigerknabe.

Von S. Sienkiewicz. Uebersetzung von S. Gesse.

Schon bei der Geburt war er zart und schwach. Die um das Bett der Wöchnerin versammelten Vasen zuckten die Schalkern bei der Frage nach dem Befinden von Mutter und Kind. Die Frau des Schmiedes war die erfahrene von allen — sie wandte sich jetzt an die Kranke mit den Worten:

„Nun, ich stecke eine geweihte Kerze an. Es geht mit uns zu Ende, Frau Nachbarin — macht Euch fertig für die Reise ins Jenseits. Wir lassen den Pfarrer holen, damit er Euch die Absolution für Eure Sünden erteilt.“

„Nah.“ ließ sich eine andere vernehmen, „wir müssen den Kleinen sofort taufen. Er wird nicht bis zur Ankunft des Priesters leben. Ich sage Euch, es wäre ein Wunder, wenn er nicht umgetauft stirbt.“

Bei diesen Worten zündete sie eine Kerze an, nahm das Kind, das mit den kleinen Auglein blinzelte, als sie es nun mit Weihwasser besprengte, und sagte:

„Ich taufe Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und gebe Dir den Namen Peter. Und jetzt, christliche Seele, lehre zurück, von wo Du gekommen!"

Doch die Seele des Neugeborenen konnte sich durchaus nicht für die Idee begeistern, umzusehen und ihren armen, kleinen Körper zu verlassen — im Gegenteil, sie begann mit den kleinen Beinchen zu strampeln und mit schwacher, sehr schwacher Stimme zu wimmern — die Vasen glaubten, das Kind sei eine verzehrte Krage oder etwas Ähnliches.

Inzwischen kam der Geistliche, vollzog die Amtshandlung und entfernte sich wieder. Die Kranke aber erholte sich, und eine Woche später ging sie ihrer Arbeit wieder nach. Das Leben des Kleinen hingegen hing immer noch an einem seidenen Faden — er schien kaum zu atmen. Allein vom vierten Jahre an ging es ihm besser, und so trat er jetzt schon in das zehnte Lebensjahr. Er blieb zart und schwächlich, hatte einen starken Unterleib, schlaffe Wangen und so helles Flachshaar, daß es fast weiß er schien — die Loden hingten ihm in die Augen mit dem weichen Glanz, die groß in diese Welt blickten, als fühlten sie sich von ihr getrennt durch eine unendliche Entfernung.

Im Winter kroch er hinter den Ofen, und die Kälte ließ ihn mit kläglichcr Stimme weinen. Ein andermal wieder war es der Hunger, denn das Mütterlein hatte nicht immer Holz für den Ofen oder Suppe für den Teller. Im Sommer ging es ihm besser — er trottete umher im Hemd, einen Gürtel um den Leib und ein kleines Strohhütchen auf dem Kopfe. Das leinenweiße Haar quoll unter dem Hut hervor, und er hob den Kopf und blickte in die Luft wie ein Vögelchen. Die Mutter war eine arme Haushälterin, die vor der Hand in den Mund lebte und wie die Schwabe unter einem fremden Dache wohnte. Sie liebte ihn vielleicht auf ihre Art, obwohl sie ihn zuweilen schlug und ihn einen lästigen Gast nannte. Als er acht Jahre alt war, konnte er sich schon als kleiner Schäfer nützlich machen. Allerdings — wenn er zu Hause nichts zu essen fand, ging er lieber in den Wald und suchte Pilze — ohne die geringste Furcht, ein Wolf könnte ihn zerreißen.

Er war übrigens gar nicht lebhaft und lustig, und wenn man mit ihm sprach, stand er mit einem Finger im Munde da wie ein Dorfkind. Die Leute prophezeiten ihm kein lauges Leben und glaubten nicht,

seine Mutter sei froh, ihn zu haben, denn er war kaum zu irgend einer Arbeit zu gebrauchen. Wie er eigentlisch aufwuchs — das weiß man nicht. Es gab nur eins, wofür er eine entschiedene Neigung erkennen ließ — die Musik. Er lauschte jeder Melodie, und je mehr er heranwuchs, desto aufmerksamcr horchte er auf die Töne und Lieder, die an sein Ohr schlügen. Wenn er mit der Herde in den Wald zog oder mit den Kameraden durch die Felder streifte, um Beeren zu sammeln, lehrte er stets mit leeren Händen heim und verklärte mit seiner hellen leisen Stimme:

„Mutter, wie habe ich mich im Walde gefreut! Ich habe gespielt, o gespielt . . .“

„Ich werde Dir was zu freuen geben, Du Taugenichts!"

Und sie spielte ihm mit dem hölzernen Kochlöffel eine Melodie auf dem Rücken.

Der Knabe jammerte und versprach, es nicht wieder tun zu wollen. Allein er hörte nicht auf zu erzählen, wie er es im Walde singen und spielen gehört. Singen und spielen — was verstand er darunter? Die Weiden, die Tannen, die Birken und die anderen Bäume — alle sangen und spielten. Das Echo klang, und auch auf den Feldern sangen die Halme. Und selbst in dem Gärden hinter der Hütte piepten die Sperlinge — so laut, daß die Zweige der Kirschbäume erbeben. Am Abend vernahm er überall ein heimliches Raunen und Flüstern und er meinte, das ganze Dorf habe eine Stimme und sänge. Wenn man ihn fortwichte, er solle das Heu umwenden, glaubte er zu hören, wie der Wind klingend durch die Jähne seiner Gabel strich. Der Großknecht aber sah, wie er regungslos da stand und auf den Wind horchte — um ihn aus seinen Träumereien zu entreißen, versetzte er ihm einige Pflöffe.

Die Leute nannten ihn Peter, den Russkanten. Im Frühling schlich er sich gern von Hause fort, um sich eine Flöte zu schneiden. Des Nachts, wenn die Frösche quakten, wenn die Bockeln in der Steppe schlügen, wenn die Rohrdomeln im Schilf ihre Stimme erhoben und die Hähne in den Ställen krächten — dann war es ihm unmöglich, zu schlafen, und seltsame Melodien zogen ihm durcjs Herz.

Seine Mutter wagte nicht, ihn mit in die Kirche zu nehmen, denn wenn die Orgel ihr dumpfes Grollen oder ihre hellen Engeltimmen hören ließ, verdunkelten sich die Augen des Knaben — oder vielmehr sie funkelten und sprühten, als strahlten sie den Zauber einer anderen Welt wieder . . .

Der Nachtwächter, der das Dorf durchwanderte und dabei die Sterne zählte oder mit den Hunden sprach, um sich wach zu halten, gewahrte mehr als einmal eine weiße Gestalt in der Nähe der Gastwirtschaft — es war der kleine Peter im Hemd, der sein Nachtlager verlassen. Das Kind wagte sich nicht ins Haus hinein — es blieb draußen stehen, lehnte sich an die Mauer und horchte. In dieser Gastwirtschaft hielt sich mehr als ein tanzendes Paar auf — mehr als eine Gruppe junger Burichen sangen fröhliche Lieder. Man hörte von draußen die Füße über den Boden schlürfen und vernahm junge Mädchenstimmen. Die Violinen jubelten in leichtem Tone:

Laßt uns essen, laßt uns trinken,
Lasset hell die Gläser klingen!

Und das Cello murmelte mit ernster Stimme: „Wie Gott es will! Wie Gott es will!" Durch die Fenster drang ein lebhaftes Licht — jeder Balken des Hauses schien zu bebun, zu singen, zu spielen. Und das Peterle horchte . . . Was würde er nicht gegeben haben für eine Violine, die gleichfalls gesungen hätte:

Laßt uns essen, laßt uns trinken,
Lasset hell die Gläser klingen!

Aber wie sollte er das möglich machen? Wenn er noch wenigstens hätte eintreten und die Instrumente anrühren dürfen! Doch es war nur eine eitle Hoffnung — er konnte nichts Besseres tun als horchen. Und er horchte, bis der Nachtwächter ihn plötzlich erschreckte:

„Wilst Du Dich wohl nach Hause scheren, Du ungezogener Bengel!"

Dann ging er mit nassen Füßen nach Hause, und noch in seinem Bette verfolgten ihn die Stimmen der Violinen, die durch das Fenster hereindrang und jubilierten:

Laßt uns essen, laßt uns trinken,
Lasset hell die Gläser klingen!

Und auch die Stimme des Cello hörte er, die so dunkel antwortete: „Wie Gott es will! Wie Gott es will!"

Es war für ihn ein großes Fest, wenn er bei einer Hochzeit oder am Erntefest eine Violine hören konnte. Er schlich sich dann hinter den Ofen, wo er sich den ganzen Tag über versteckt hielt, ohne einen Laut von sich zu geben — man sah nur seine Augen, die in dem Dunkel glänzten wie die einer Krage. Endlich gelang es ihm nach vieler Mühe, sich aus kleinen Brettern eine Geige und aus Pferdehaaren einen Bogen herzustellen. Die Töne jauchzten und jubelten allerdings nicht, wie er es auf den Hochzeiten gehört — die Saiten erklangen nur leise, so unendlich leise . . . kaum so laut wie das Summen einer Biene. Dennoch aber spielte er vom Morgen bis zum Abend, obwohl er so viele Stöße und Pflöffe erhielt, daß er schließlich einem Apfel gleich, der vor der Reife vom Baume gefallen.

Von Tag zu Tag wurde der Knabe magerer. Nur sein Unterleib blieb stark und die Augen wurden immer größer und glänzender.

Seine Wangen aber waren höhl und schlaff, und seine Brust wurde immer flacher. Er besaß gar keine Aehnlichkeit mit den anderen Kindern, wohl aber mit seiner Biokine, die eine ebenso schwache Stimme hatte als er. Kurz vor der Ernte war er sogar dem Hungertode nahe, denn er lebte nur noch von Rüben . . . und von der Hoffnung, eines Tages eine wirkliche Biokine zu besitzen.

(Schluß folgt.)

Charles Darwin.

I. Darwins Leben.

Von E. Thesing.

Die allehhrwürdige Universität Cambridge hat wohl noch nie in ihren Mauern eine so gewaltige Schar erster Gelehrter beherbergt, wie sie am 12. Februar aus aller Herren Länder zusammenströmen werden. Gilt es doch die 100. Wiederkehr des Geburtstages Charles Robert Darwins zu feiern und seinem Gedächtnisse Dank darzubringen für alles, was seine rastlose Lebensarbeit der Menschheit geleistet hat. Heute ist der Kampfesruf fast verstummt, der sich noch vor wenigen Jahrzehnten an Darwins Namen knüpfte, heute, da sogar bei uns in Deutschland von zahllosen besuchten Stellen lauter und lauter die Forderung erhoben wird, die so lange verpönte Entwicklungslehre zum Gegenstande des Schulunterrichts zu erheben. Wahrheit und Fortschritt lassen sich wohl zeitweise unterdrücken, aber nicht dauernd hemmen. Auch wir dürfen den 12. Februar nicht stillschweigend vorübergehen lassen und können ihn nicht würdiger feiern, als indem wir uns rückblickend klar zu machen suchen, was uns Darwin war, ist und immer bleiben wird.

Charles Darwin entstammt einer alt eingewohnten englischen Familie, deren Stammbaum sich bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurück verfolgen läßt. Es ist ein eigentümlicher Zufall, ja vielleicht mehr als Zufall, daß bereits der Großvater von Charles Darwin, der Poet und Naturforscher Dr. Erasmus Darwin, sich mit den gleichen Fragen beschäftigte, deren wissenschaftliche Lösung den Ruhm seines Enkels bilden sollte, ja, daß Erasmus bereits den Abkammungsgedanken in voller Klarheit ausdramte. Wenn man die Werke dieses Mannes, besonders seine im Jahre 1794 erschienene *Zoonomia, or the laws of organic life* (Die Gesetze des organischen Lebens) liest, so berührt es fessam, neben zahlreichen tiefstimmigen, ja fast möchte man sagen divinatorisch vorausschauenden Ansichten andere, direkt kindliche Vorstellungen von den einfachsten Lebensvorgängen zu finden. Einerseits der freie Blick des weitsehenden Naturforschers, auf der anderen Seite die engen Scheuklappen des theologischen Dogmatikers. Doch das schmälert nicht seine Bedeutung. Erasmus Darwin lehrte bereits die Umwandlung einer Art in die andere und die Anpassung eines Organs an seinen Gebrauch. Doch welches die Kräfte seien, durch welche Umwandlung und Anpassung bewirkt werden, das befriedigend zu erklären war er natürlich noch nicht imstande.

Bereits als Knabe hatte Darwin die *Zoonomia* seines Großvaters gelesen und wenn sie auch damals ohne besondere Wirkung auf ihn blieb, so ist es, wie er selbst in seiner Biographie schreibt, nichtsdestoweniger wahrscheinlich, daß der Umstand, daß ich früh im Leben derartige Ansichten habe anstellen und loben hören, es begünstigt hat, daß ich sie in verschiedenen Formen in meiner „Entstehung der Arten“ aufreht gehalten habe.

Doch wir wollen dem Gange der Ereignisse nicht vorgreifen. Der Vater Darwins, Robert Waring, widmete sich gleich dem Großvater Erasmus dem ärztlichen Berufe, doch war er im Gegensatz zu Erasmus ein Mann des praktischen Lebens, nüchtern und kein spekulativer Kopf. Charles sagt selbst von ihm: „Die Richtung des Geistes meines Vaters war nicht wissenschaftlich, auch versuchte er nicht seine Kenntnisse unter allgemeine Gesetze zu vereintigen, doch machte er sich fast für alles, was ihm vorkam, eine Theorie. Ich glaube nicht, daß ich intellektuell viel von ihm gewonnen habe“. Trotzdem hing Charles an dem Vater mit einer zärtlichen Liebe, die er sich bis in sein spätestes Alter bewahrte. Es ist rührend, in seinen Tagebüchern und Briefen die Stellen zu lesen, in denen er auf seinen Vater zu sprechen kommt. Oft wenn er von ihm sprach, fing er seinen Satz mit den Worten an: „Mein Vater, der der weiseste Mann war, welchen ich je gekannt habe“. Und noch als alter Mann äußerte er einmal zu seiner Tochter Mrs. Ritchie: „Ich glaube, daß so lange ich jung war, mein Vater ein wenig ungerecht gegen mich war. Später aber erfüllte es mich mit Dank, denken zu dürfen, daß ich seines Herzens Liebling wurde.“ In der Tat muß Robert Waring auch ein wundervoller Mensch gewesen sein, der die Anhänglichkeit seines Sohnes voll verdiente, gutherzig, aufopfernd und freigiebig, Eigenschaften, die in reichem Maße auf seinen Sohn übergingen.

Charles Mutter, Susannah Wedgwood, starb früh, als er nur wenig über acht Jahre alt war. In dem gleichen Jahre 1817 wurde Charles in Shrewsbury in die Privatschule des Herrn G. Cate geschickt. Das Lernen jedoch wollte dem lebhaften Knaben nicht sehr behagen und fiel ihm auch schwer, dagegen entwickelte sich damals bereits seine starke Neigung für Naturwissen-

schaften und besonders für das Sammeln; Pflanzen, Muscheln, Insekten und Eier wurden zusammengetragen. Es ist ein hübscher, sympathischer Zug, daß Darwin nie mehr als ein Ei aus einem Neste fortnahm, wie er überhaupt von Kindheit an gegen alles was lebte, human war. Ein prächtiger kleiner Abschnitt aus seiner Biographie mag dafür zeugen: „Einmal, als ich noch ein sehr kleiner Junge war, als ich in die Sammelschule ging, vielleicht auch noch kurz vor dieser Zeit, handelte ich grausam. Ich schlug ein junges Hündchen, wie ich glaube einfach in dem freundigen-Gefühle meiner Ueberlegenheit. Doch kann das Schlagen nicht arg gewesen sein, da das Hündchen nicht heulte, worüber ich ganz sicher bin, da der Ort unmittelbar am Hause lag. Diese Tat hat schwer auf meinem Gewissen gelastet, wie daraus herborgeht, daß ich mich heute noch genau der Stelle erinnere (die Selbstbiographie hat er 1876 im Alter von 67 Jahren niedergeschrieben), an der das Verbrechen geschah.“

Im folgenden Sommer 1818 kam Charles in die große Schule des Dr. Butlers, in der er bis zu seinem siebzehnten Jahre blieb. Seine Freude am Lernen muß aber auch hier nicht sehr groß gewesen sein, so daß sein Vater einst zu ihm sagte: „Du hast kein anderes Interesse als Schiessen, Hunde und Reiten fangen, und Du wirst Dir selbst und der ganzen Familie zur Schande“. Nun, diese Prophezeiung ist nicht ganz eingetroffen; aber Darwin selbst meinte, daß nichts für die Entwicklung seines Geistes von schlimmeren Folgen hätte sein können als Dr. Butlers Schule mit ihrem rein klassischen Bildungsgange. Es war daher sicherlich nur richtig, daß sein Vater ihn nicht länger mit der Schule quälte, sondern ihn trotz seines jugendlichen Alters im Oktober 1825 zu seinem Bruder auf die Universität Edinburgh schickte, damit er hier Medizin studieren sollte. Doch alles in Charles Innern sträubte sich gegen den aufgezwungenen Beruf, und da er wußte, daß seine Familie in gesicherten Vermögensverhältnissen lebte, so trieben ihn auch keine Zukunftsorgen, um sich einem Prostudium mit besonderem Eifer zu widmen. Wie gering sein Interesse für Medizin war, beweist wohl am schlagendsten folgender Satz aus seiner Biographie: „Ich war auch Mitglied der Royal Medical Society, die ich auch ziemlich regelmäßig besuchte. Da aber dort fast nur über medizinische Fragen verhandelt wurde, so kümmerte ich mich nur wenig darum“.

Ruglos waren aber die beiden Edinburgher Jahre für Darwin doch nicht, da er eifrig naturwissenschaftliche Studien trieb und so den Grundstock für seine späteren Arbeiten legte. Ja, in dieser Zeit machte Darwin bereits seine ersten wissenschaftlichen Entdeckungen, die in dem Radeweise bestanden, daß die sogenannten Eier eines Moostierchens, *Juntra* mit Namen, in Wahrheit die Larven des Tieres waren, und daß ferner die kleinen kegelförmigen Körper, die man bis dahin für die Jugendform einer bestimmten Algenart gehalten hatte, nichts anderes als Eizapfeln eines marinen Wurmes waren. Wenn diesen Entdeckungen auch keine große wissenschaftliche Bedeutung innewohnte, so zeigten sie doch bereits das gute Beobachtungsvermögen des Jünglings.

In der Ferienzeit war es Darwins höchster Genuß, mit der Flinte auf dem Rücken und einem guten Hunde jagend die Felder zu durchstreifen, ein Vergnügen, dem er sich mit wahrer Leidenschaft hingab, das er dann aber plötzlich ganz und für immer aufgab, als die Dual eines krank geschossenen Rebhuhnes ihm das Grausame und Unwürdige dieses Sportes zeigte. Seit dieser Zeit benutzte er die Flinte nur noch zu wissenschaftlichen Zwecken.

Nachdem Darwin so zwei Jahre lang in Edinburgh Medizin nicht studiert hatte und sein Vater zur Einsicht gekommen war, wie unangenehm ihm der Gedanke war, Arzt zu werden, schlug er seinem Sohne vor, sich dem geistlichen Berufe zu widmen. Nach kurzem Sträuben willigte Darwin, der damals noch ganz bibelgläubig war, ein und bezog im Jahre 1828 die Universität Cambridge. Wenn man sich erinnert, mit welcher fanatischen Haß Darwin später von den Orthodoxen verfolgt wurde, so berührt es merkwürdig, daß er selbst einst den Gedanken hatte, Geistlicher zu werden. Wie er scherzend meinte, war er aber in einer Beziehung, wenigstens soweit man sich auf die Phrenologen (Schädelkundigen) verlassen kann, zum Geistlichen ganz passend. In einer deutschen psychologischen Gesellschaft wurde nämlich die Form von Darwins Kopf zum Gegenstand einer öffentlichen Diskussion gemacht, wobei einer der Redner ausführte, daß der die Ehrfurcht bezeichnende Höcker bei ihm in einer für zehn Priester genügenden Entwicklung vorhanden wäre. Zum Glück für uns sollte Darwin auch dieses Studium nicht zu Ende führen. War aber auch der Cambridgeer Aufenthalt für die Theologie so gut wie verloren, so wurde er doch durch die engen Beziehungen, in die Darwin dort mit dem Professor der Botanik Henslow trat, für seinen ganzen späteren Werdegang von entscheidender Bedeutung. Durch Henslow, der bald die großen Gaben des jungen Studenten erkannte, wurde Darwin nicht nur in die Botanik eingeführt sondern auch mit dem berühmten Geologen Sedgwick bekannt gemacht, den er dann auf seinen wichtigen geologischen Exkursionen in Nordwales begleitete. So wurde Darwin tiefer und tiefer in die verschiedenen Zweige naturwissenschaftlicher Forschung eingeführt. Nicht unerwähnt darf der große Eindruck bleiben, den in dieser Zeit Sir J. Herskells großartiges Werk über das Studium der Naturphilosophie auf Darwin machte. Vor allem aber erweckten Alexander von Humboldts wundervolle Reisebeschreibungen in ihm den brennenden

Wunsch „einen Beitrag, und wenn auch nur den allerbescheidensten für das erhabene Gebäude der Naturwissenschaften zu liefern“.

Unstreitig das wichtigste Ereignis war aber für Darwin die Aufforderung des Kapitäns Fitzroy, als Naturforscher an Bord des englischen Kriegsschiffes „Beagle“ eine mehrjährige Forschungsreise um die Welt mitzumachen. Auch dieses Angebot war ein Werk Henslows. Lassen wir hier wieder Darwins eigene Worte reden: „Ich will nur erwähnen, daß ich sofort erpicht darauf war, das Anerbieten anzunehmen. Mein Vater freilich erhob ernste Einwendungen und es war mein Glück, daß er hinzufügte: Wenn Du irgend einen Mann von gesundem Menschenverstand findest, der Dir zu der Reise rät, so will ich meine Zustimmung nicht verweigern.“ Dieser gefuchte Mann fand sich in seinem Onkel Josiah Wedgwood, und am 27. Dezember 1831 verließ Darwin an Bord des „Beagle“ England, um erst fünf Jahre später dorthin zurückzukehren. Sein aufsehenerregendes Werk „Reise eines Naturforschers um die Welt“ sowie zahlreiche geologische und zoologische Arbeiten legen Zeugnis ab von der hohen wissenschaftlichen Bedeutung dieser Fahrt. Schon die von dieser Reise aus nach der Heimat gerichteten Briefe verrieten eine so große Beobachtungs- und scharfe Kombinationsgabe, daß Sedgwick Darwins Vater gegenüber eines Tages die Prophezeiung aussprach, sein Sohn würde rasch eine führende Stelle unter den tonangebenden wissenschaftlichen Männern einnehmen. Auf dieser Reise erwachte auch zum ersten Male in Darwin seine Ansicht über die Entstehung und Umwandlung der tierischen Arten, ein Problem, dem die ganze Arbeit seines ferneren Lebens gewidmet war. So darf man denn mit Fug und Recht behaupten, daß diese Weltumsegelung an Bord des „Beagle“ auch bereits die Grundlage vorbereitete für Darwins größte Schöpfung, die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. Fünfzig Jahre sind gerade verflossen, seit dieses Buch der Öffentlichkeit übergeben wurde, aber noch ist frisch im Gedächtnis der Sturm, der damals die ganze gebildete Welt durchstobte.

Wald nach seiner Rückkehr in die Heimat ließ sich Darwin zuerst wieder in Cambridge nieder, wo sich seine reichen Sammlungen unter Henslows Obhut befanden. Doch schon im März 1837 siedelte er nach London über und vermählte sich hier zwei Jahre später mit seiner Cousine Emma Wedgwood, mit der ihn eine lange und glückliche Ehe verband. Dieser Londoner Aufenthalt führte Darwin mit zahlreichen hervorragenden Persönlichkeiten, vor allen Dingen mit dem Geologen Huxley zusammen, der großen Einfluß auf Darwin gewann. Seine wissenschaftlichen Arbeiten nahmen aber nicht den gewünschten Fortgang, da er während der vier Jahre in London viel unter Krankheit zu leiden hatte. So entschloß sich Darwin 1842, das Großstadtleben mit dem Lande zu vertauschen und ließ sich auf dem Landsitz Down bei Beckenham in der Grafschaft Kent nieder. Hier begann eine rege wissenschaftliche Tätigkeit. Unermüdllich und ohne jemals das Endziel aus dem Auge zu verlieren, war Darwin bemüht, Tatsachen auf Tatsachen zu häufen, um so einen gesicherten Baugrund für seine Anschauungen über die Entstehung der Lebewesen zu schaffen. Seine Arbeitskraft war eine ganz erstaunliche und erstreckte sich auf die aller- verschiedensten Zweige naturwissenschaftlicher Forschung. Mit voller Berechtigung durfte er daher von sich sagen: „Ich habe so gut und so angestrengt gearbeitet, wie ich nur konnte und kein Mensch kann mehr als dies tun.“ Der Erfolg blieb ja auch nicht aus, und Darwin erlebte die hohe Befriedigung, seine Anschauungen den Siegeszug durch die Welt machen zu sehen. Niemals aber verließ ihn seine natürliche Bescheidenheit und seine Selbstbiographie schließt mit den schlichten Worten: „Bei so mäßigen Fähigkeiten, wie ich sie besitze, ist es wahrhaft überraschend, daß ich die Meinungen wissenschaftlicher Männer über einige bedeutungsvolle Punkte in beträchtlichem Grade beeinflusst habe.“ In den letzten Jahren seines Lebens hatte Darwin viel unter Kränklichkeit zu leiden, aber trotzdem war er immer noch forschend tätig. Am 19. April 1882 schloß er ruhig und zufrieden für immer seine Augen. Er wußte, daß sein Ende gekommen war, aber er empfand nicht die mindeste Furcht zu sterben, hatte er doch erreicht, was ein Mensch sich nur wünschen darf: „Was mich selbst betrifft, so glaube ich recht gehandelt zu haben, stets der Wissenschaft zu folgen und ihr mein Leben zu widmen, ich fühle keine Gewissensbisse, irgend eine große Sünde begangen zu haben, wohl aber habe ich oft bedauert, daß ich meinen Mitmenschen nicht mehr direkt Gutes erweisen konnte.“ In der Westminsterabtei wurde Englands großer Loter zu Grabe gebracht. Der Denkstein trägt die schlichte Inschrift:

„Charles Robert Darwin,
geboren 12. Februar 1809,
gestorben 19. April 1882.“

Virtuosentum in der modernen Musik.

Die verblüffenden Leistungen des Virtuosentums auf Musikinstrumenten sind nicht etwa eine Errungenschaft der neuesten Zeit, sind aber auch keineswegs ein ständiges Erbgut der Vergangenheit. Vielmehr drängen sie sich in auffallender Weise auf einen ver-

hältnismäßig kurzen Zeitraum zusammen, b. i. von der Mitte des 18. bis zu der des 19. Jahrhunderts, ausgenommen die schon ein wenig früher zur Höhe gebrachte Violine. Das Unsoziale, Individualistische, das im gesteigerten Solistentum liegt, bedurfte einer besonderen Episode, während sonst das der Tonkunst geradezu wesentliche Zusammenspiel, also ein sozialer Charakter der Musik, wenigstens in der über das Altertum hinausliegenden Zeit wohl allgemein geläufig war. Ueberdies gelangte die erwähnte Episode zu einer abschließenden Höhe durch zwei Virtuosen: N. Paganini (1782—1840) auf der Violine und F. v. Liszt (1811—1886) auf dem Klavier. Die Fertigkeit der beiden überbieten zu wollen, ist ein so müßiges Beginnen, daß einem wahren Musikfreunde nur bange werden kann, wenn er wiederum von jemandem hört, der seine Lebenskräfte dem Solospiel, zumal auf dem Klavier, widmen will. Die zu erschöpfenden Fortschritte der Tonkunst liegen anderswo. Außerdem hat gerade Liszt (im Gegensatz zu Paganini) über das Virtuositentum, das ihm selbst mehr nur ein Handwerkszeug war, hinaus- und auf Höheres hingewiesen. Er selbst ist wahrscheinlich nur im geringen Maße schuldig an den zahlreichen „Liszt-Buben“ und „Liszt-Mädeln“, welche die Konzertsaalwände erschüttern.

Kein Raum irgendwo liegt die Versuchung so nahe wie hier, Unfertigkeiten und Nebensachen zur Hauptsache zu machen, namentlich aber in Uebertreibungen zu geraten. Robert Franz, gegenüber den fingerfertigen Scheinmusikern ein wirklicher Musiker, warf den Virtuosen seinerzeit als gemeinsamen Fehler das Uebertreiben vor. Das Zustrahl-Spielen und teilweise auch das Zuspinn-Spielen ist in der Tat ein allgemeiner Fehler. Man konnte ihn auch dem seit Liszt vielleicht üppigsten, wenngleich durchaus musikalischen Klaviervirtuosen A. Rubinstein vorwerfen und wirft ihn gegenwärtig Eugen d'Albert vor, der dem Genannten heute wohl am ähnlichsten ist und von dem auf eigentümlich Musikalisches ausgehenden Hörer vielleicht am liebsten angehört wird. Dieser Doppelfehler ist um so unangenehmer, als der ohnehin schon unschöne Klavierton, der in Läufen und Akkorden noch am erträglichsten wirkt, beim „Dreinhäuten“ viel häßlicher wird, als die daran Gewöhnten merken, und zur Unklarheit verleitet.

Während die Erkenntnis der Musik, vom Allgemein-Aesthetischen angefangen bis zu historischen Einzelheiten, neuerdings wirkliche Fortschritte gemacht hat, geht davon recht wenig auf die Solisten, zumal auf die „Klavierlöwen“, über. Einzig war darin G. v. Bülow — und noch immer unerseht. Wir meinen vor allem die Herausarbeitung des musikalischen Aufbaues aus kleinsten und kleinen und größeren Bestandteilen, kurz die sogenannte Phrasierung; sodann im Zusammenhang damit die stets eher scharf als matt zu nehmende Charakterisierung durch Akzente usw., welche die Musik als eigenartige Aussprache eines seelischen oder geistigen Gehaltes würdigen läßt. Endlich die von uns schon oft geforderte Ueberwindung des höchst beschränkten Konzert-repertoires, kurz die historische, jedoch das Neueste einschließende Erweiterung.

In all dem läßt sich wirklich über 1850 oder 1900 hinausgehen. Mit Freude begrüßen wir zwei Konzerte von Richard Wurmmeister: „Die historische Entwicklung der Klavierorgane“, deren zweites am 12. März kommen wird; das erste hatte mit Haydn begonnen, also viel zu spät eingesetzt.

Wenn wir sonst aus dem Altage des Konzertlebens allem gerecht werden wollten, was Gerechtigkeit verdient, so würden wir kaum zu Ende kommen. Am ehesten liegt uns ein Erinnerungswort nahe an die soeben in verhältnismäßig frühem Alter gestorbene Kl'ilde Kleeberg (geb. 1866), die zwar von Paris ausgegangen und in Brüssel heimisch geworden war, aber auch bei uns ein freundliches Andenken hinterlassen hat. — Nicht zu vergessen endlich die undankbare, doch gerade musikalisch anspruchsvolle Tätigkeit der Klavierbegleiter von Gesangs-solisten!

Das von Amateuren im Hause vielgepflegte Vierhändig-spiel auf einem Klavier, das den Bass und den Diskant unschön gegeneinanderstellt und gerade die gefälligeren Mittellage weniger zur Geltung bringt, reicht lange nicht an das Vierhändigspiel auf zwei Klavieren heran, das diese Lage begünstigt und namentlich durch intimes Zweinänderpiel die reizvollsten Wirkungen ermöglicht, dem Lärmen aber wehrt. Allzu selten erscheint es auf dem Konzertpodium. Um so mehr freute uns am vergangenen Dienstag ein solches Zusammenspiel zweier Armenierinnen, S'elene und Eugénie Adamian.

Keinem „dringenden Bedürfnis“ hilft heutzutage ein neuer Klaviervirtuose und selbst Violinvirtuose ab. Wohl aber würde dies durch die Wahl anderer Instrumente geschehen; jegliches kann Aufmerksamkeit brauchen, und zum Teile läßt sich damit geradezu „Geschäft machen“.

Zum Virtuosen von heute gehört auch der „Pultvirtuose“, d. h. der das Dirigieren gleich einem Solospiel handhabende Kapellmeister. Verlegt er sich wie der Instrumentalist aufs Reisen, so geht wieder ein Stück vom sozialen Wesen der Kunst verloren — d. h. das gegenseitige Einleben von Orchester und Dirigent. Vieber als solche Virtuosen nennen wir den Meister des Blüthner-Orchesters, das auch an sich ein rühmendes Wort verdient. Karl Panzner leistet in den nach ihm benannten Konzerten nach mehreren Richtungen so viel, daß wir die zum Schluß rufende Enge unseres Raumes recht sehr bedauern dürfen.

sz.